

# Joanna Jabłkowska

---

## Jede Uniform verdirbt den Charakter : zu Max Frisch "Dienstbüchlein" und "Blätter aus dem Brotsack"

---

Acta Universitatis Lodzianis. Folia Germanica 1, 89-101

---

1997

Artykuł został zdigitalizowany i opracowany do udostępnienia w internecie przez Muzeum Historii Polski w ramach prac podejmowanych na rzecz zapewnienia otwartego, powszechnego i trwałego dostępu do polskiego dorobku naukowego i kulturalnego. Artykuł jest umieszczony w kolekcji cyfrowej [bazhum.muzhp.pl](http://bazhum.muzhp.pl), gromadzącej zawartość polskich czasopism humanistycznych i społecznych.

Tekst jest udostępniony do wykorzystania w ramach dozwolonego użytku.

Joanna Jabłkowska

JEDE UNIFORM VERDIRBT  
DEN CHARAKTER. ZU MAX FRISCH *DIENSTBÜCHLEIN*  
UND *BLÄTTER AUS DEM BROTSACK\**

„Jede Uniform verdirbt den Charakter“<sup>1</sup>, schreibt Max Frisch in seinem ersten Tagebuch. Dieser kurze Satz drückt seine Abneigung nicht nur gegen das Militär und die Armee, sondern gegen jede Art von Uniformierung aus. Diese Abneigung wird in den 70er Jahren beinahe zum zentralen Thema der sich mit Politik befassenden Werke von Max Frisch.

1974 schrieb der Autor eine Art Fortsetzung oder eher Revision seiner *Blätter aus dem Brotsack*, die er in der Zeit des Militärdienstes 1939 verfaßte. In der Schweiz ist man diesem *Dienstbüchlein*, wie Frisch sein Buch betitelt hat, mit Skepsis begegnet. Nicht zum ersten Mal haben sich die Kritiker die Frage gestellt, warum Frisch ein Thema, ein Motiv und eine Form wiederaufnimmt, die in seinem Schaffen abgeschlossen zu sein scheinen; ähnliche Vorwürfe galten bereits dem zweiten Tagebuch des Schweizer Autors. Manch ein Rezensent hat sogar behauptet, Frisch wolle sich bei der jungen Generation anbiedern, und aus Mangel an einem besseren Einfall den aktuellen Trend zur Wehrdienstverweigerung unterstützen<sup>2</sup>.

---

\* Der Artikel entstand 1984.

<sup>1</sup> M. Frisch: *Tagebuch 1946–1949*, Frankfurt/M. 1974.

<sup>2</sup> Vgl., z.B. M. Beck: *Eine ähnliche Ausgangssituation*, „Badener Tageblatt“, 6.04.1974: „Und doch ist mir, als zeige sich im neuesten Werk das Unvermögen des Dichters, das Alter hinzunehmen und vor den heutigen Jungen für die eigene Jugend und ihre Probleme zu stehen, die nun einmal vorbei sind. Er stellt sich in die Reihen einer Generation, die ihm seine Annäherungsversuche nicht einmal honoriert“. K. O.: *Alles in allem ein Idyll und gesund*, „Neue Züricher Zeitung“, 10.03.1974: „War Frisch damals wirklich so leer? Die *Blätter aus dem Brotsack* widerlegen ihn. Fragt sich, ob nicht aus heutiger Leere die Vergangenheit leer erscheint oder ob vielleicht diese Leere gar nur ein Vorwand ist, in die Vergangenheit hineinzuinterpretieren, was ihm gerade so paßt“.

Tatsächlich ist *Dienstbüchlein ein Alterswerk*, wie vieles, was Frisch seit den 70er Jahren geschrieben hat, wie das bereits genannte zweite Tagebuch, wie *Wilhelm Tell für die Schule*, wie *Triptychon* etc. Nicht jedoch die Anbiederung bei der jungen Generation steht im Zentrum dieser Werke, sondern ein immer deutlicher werdendes Bedürfnis, seine eigenen Jugendwerke zu revidieren und nicht unbeantwortet zu lassen. Diese Tendenz in Frischs Schaffen scheint nicht nur der sich mit der Zeit verändernden ideologischen Position des Schriftstellers, sondern auch der Ästhetik seines Werkes zu gelten. Sowohl *Blätter aus dem Brotsack* als auch *Dienstbüchlein*, sowohl *Das Tagebuch 1946–1949* als auch *Das Tagebuch 1966–1971* sind literarische Tagebücher<sup>3</sup>. Der subjektive, oft private Blick des Erzählers im Jugendwerk beginnt jedoch nach Jahren einem sachlicheren und distanzierteren zu weichen. Allerdings versuchen die beiden Militär-Tagebücher den historischen Tatsachen treu zu bleiben. Sie fälschen und verändern nicht, sie geben lediglich unterschiedliche Interpretationen derselben Fakten<sup>4</sup>. Die Wandlung, die neue Einstellung zur Geschichte, Politik, Heimat, die für *Dienstbüchlein* charakteristisch ist, hat sich nicht plötzlich vollzogen. Die im ersten Satz dieses Artikels zitierte Aussage Frischs stammt aus dem *Tagebuch 1946–1949*, aus der unmittelbaren Nachkriegszeit. Der Zweite Weltkrieg und die Erfahrungen, die Frisch während seiner Reise gleich nach dem Krieg gesammelt hat, haben seine Einstellung zu vielen Zeitproblemen entschieden geändert. Frisch erlebte in dieser Zeit eine Art Umwertung der Werte.

Angesichts totalitärer Ansprüche einer technokratischen Gesellschaft, der wissenschaftlichen Neubestimmung des Menschen im Zeichen einer Relativität aller Werte und der Erfahrung zweier Weltkriege fällt es immer schwerer, an eine geschlossene, gesicherte und geborgene Existenz zu glauben, die sich ungebrochen in der Versicherung ‚Ich bin‘ zu identifizieren vermag, schreibt M. Jurgensen<sup>5</sup>.

<sup>3</sup> Zur Theorie des literarischen Tagebuchs siehe z.B.: A. Gräser: *Das literarische Tagebuch – Studien über Elemente des Tagebuchs als Kunstform*. West-Ost Verlag, Saarbücken 1955; R. Kurzrock: *Das Tagebuch als literarische Form*. Diss. Berlin 1955. Im Lichte dieser Untersuchungen sind weder *Blätter* noch *Dienstbüchlein* noch die beiden Tagebücher von Frisch literarische Tagebücher. Sie tragen jedoch Züge dieser Gattung und nähern sich eher ihr als irgendeiner anderen. Auch Tilly Hahnhart in ihrer Dissertation *Max Frisch: Zufall, Rolle und literarische Form*, neigt zu dieser Meinung, indem sie schreibt: „Zweifelloso darf man den Berichterstatte dieser beiden schmalen Bände mit dem Autor Max Frisch direkt identifizieren. Wovon er berichtet, sind seine persönlichen Erlebnisse, Beobachtungen, Reflexionen und Stellungnahmen“. T. Hahnhart: *Max Frisch: Zufall, Rolle und literarische Form*. Scriptor, wiss. Veröffentlichungen. Kronberg/Ts. 1976, S. 106.

<sup>4</sup> Georg Kreis, Historiker, bestätigt im Großen und Ganzen Frischs Erinnerungen. G. Kreis: *Der Reiter auf dem Bodensee. Zum Quellenwert von Max Frischs „Dienstbüchlein“*, „Basler Nachrichten“, 21.09.1974.

<sup>5</sup> M. Jurgensen: *Die Erfindung eines Lesers. Max Frischs Tagebücher*. In: Ders. (Hg.): *Max Frisch. Kritik – Thesen – Analysen. Beiträge zum 65. Geburtstag*. Francke, Bern–München 1977, S. 175.

Man kann diese existenzielle Erkenntnis ohne weiteres auf politische und gesellschaftliche Überzeugungen, auf die Beziehungen zu den Mitmenschen überhaupt beziehen. Das bisher Anerkannte, das, was, man vor dem Krieg nie angezweifelt hat, hat plötzlich seine Bedeutung und Gültigkeit verloren. Es handelt sich vor allem um die Kunst und Kultur, die man bisher als Garanten der Menschlichkeit und des Humanismus ansah. Nach den Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges mußte man einsehen, daß ein Künstler genauso zum Unmenschen taugt, wie ein Analphabet: die Menschen mußten die schreckliche und unbequeme Wahrheit hinnehmen, daß Bildung mit Moral überhaupt wenig zu tun hat.

Kunst [...] als sittliche Schizophrenie, wenn man so sagen darf, wäre jedenfalls das Gegenteil unserer Aufgabe, und überhaupt bleibt es fraglich, ob sich die künstlerische und die menschliche Aufgabe trennen lassen. Zeichen eines Geistes, wie wir ihn brauchen, ist nicht in erster Linie irgendein Talent, das eine Zugabe darstellt, sondern die Verantwortung. Gerade das deutsche Volk, dem es nie an Talenten fehlte und an Geistern, die sich der Forderung des gemeinen Tages enthoben fühlten, lieferte die meisten oder mindestens die ersten Barbaren unseres Jahrhunderts. Müssen wir davon nicht lernen?<sup>6</sup>

Die Tatsache, daß die bisher anerkannten Werte ihre Gültigkeit verloren haben, hatte ihre Konsequenz in dem deutlichen Hang zur realistischen Haltung in Frischs Nachkriegswerken.

Das primäre Gefühl Frischs während seiner Reisen in die zerstörten Länder war das Nicht-Begreifen-Können, das Entsetzen „ein nacktes Staunen, ein wehrloses Betroffensein, was dem Menschen möglich ist“<sup>7</sup>. Im Tagebuch schreibt er:

Wäre es ein Erdbeben gewesen, ein Werk der blinden Natur, man könnte es ebenso wenig begreifen; aber man könnte es hinnehmen ohne Begreifen<sup>8</sup>.

Nach dem Entsetzen kommt die Reflexion, die in den 40er Jahren, von einem „unschuldigen“ Schweizer ausgesprochen, seltsam erscheinen konnte:

Wenn Menschen, die gleiche Worte sprechen wie ich und eine gleiche Musik lieben wie ich, nicht davor sicher sind, Unmenschen zu werden, woher beziehe ich fortan meine Zuversicht, daß ich davor sicher sei?<sup>9</sup>

In den Aufzeichnungen des Jahres 1946 gibt Frisch zu, daß er wahrscheinlich imstande wäre, Bomben abzuwerfen. Einen Mord von Angesicht

<sup>6</sup> M. Frisch: *Tagebuch 1946–1949*, S. 114.

<sup>7</sup> M. Frisch: *Kultur als Alibi*. In: Ders.: *Öffentlichkeit als Partner*. Suhrkamp. Frankfurt/M. 1972, S. 19.

<sup>8</sup> M. Frisch: *Tagebuch 1946–1949*, S. 31.

<sup>9</sup> M. Frisch: *Kultur als Alibi*, S. 20.

zu Angesicht kann er sich nicht zutrauen, einen Druck auf den Knopf und Zerstörung eines Städtchens, das wie ein architektonisches Modell aussieht–durchaus. An einer anderen Stelle des Tagebuches schreibt er:

Glauben sie – sagte er – daß sie selber nicht morden, wenn alle wissen, daß es Ihnen einen Vorteil bringt und daß Sie jedenfalls der Stärkere sind, daß Sie es ohne Strafe können? Ich meine, können Sie es schwören?<sup>10</sup>

Frisch kann es nicht schwören. Aus Unsicherheit, die die eigene Person betrifft, wächst auch die Unfähigkeit, über andere zu urteilen. In dem dritten Entwurf eines Briefes an einen deutschen Soldaten (*Tagebuch I*) lesen wir:

Wie können wir überhaupt urteilen über einen Menschen, der immer ein anderer sein wird? Jedes Urteil bleibt eine Anmaßung. [...] ...der bloße Verzicht, sich in das Wagnis eines Urteils einzulassen, ist ja noch keine Gerechtigkeit, geschweige denn Güte oder sogar Liebe. Es ist einfach unverbindlich, weiter nichts. Nun ist aber gerade die Unverbindlichkeit, das Schweigen zu einer Untat, die man weiß, wahrscheinlich die allgemeine Art unserer Mitschuld<sup>11</sup>.

Das Dilemma, das Frisch in der Entwürfen des Briefes an den deutschen Soldaten nicht lösen kann, ist für den Schweizer Autor sehr charakteristisch: einerseits seien wir nicht berechtigt, über andere zu urteilen, andererseits dürfen wir angesichts der begangenen Verbrechen nicht schweigen – dies bedeutete eine Art Zustimmung und würde uns zu Mitschuldigen machen.

Ein Mittel, das Kriegen und Untaten auf ewig ein Ende setzen könnte, weiß Frisch freilich nicht. Er versucht nicht, Lehren zu erteilen, im Gegenteil, er bekennt sich auch als mitschuldig. Er ist bemüht, mit seinen Werken begreiflich zu machen, daß Gleichgültigkeit und Indifferentismus die Flucht vor der Wirklichkeit bedeuten. Wir belügen uns, wenn wir den Faschismus als nur ein deutsches Phänomen behandeln, es sei auch eine Schande der ganzen Menschheit und man dürfe mit ihm die Deutschen nicht auf ewig brandmarken.

...die spielenden Kinder [...]. Wir schulden ihnen mehr als Erbarmen: wir dürfen sie nicht einen Augenblick lang anzweifeln, oder es wird unsere Schuld, wenn sich alles wiederholt<sup>12</sup>.

Nach dem Krieg könnte ein aufmerksamer Leser den Eindruck gewinnen, daß sich Frisch viel mehr mit der vermeintlichen oder potentiellen Schuld der Schuldlosen beschäftigt, als mit den Ungeheuerlichkeiten des Krieges, daß er auch die Deutschen mehr schont, als sie es verdient haben.

<sup>10</sup> M. Frisch: *Tagebuch 1946–1949*, S. 138.

<sup>11</sup> Ebd., S. 148.

<sup>12</sup> Ebd., S. 38.

Ich bin restlos überzeugt, daß auch wir, wäre uns der Faschismus nicht verunmöglicht worden durch den glücklichen Umstand, daß er von vornherein unsere Souveränität bedrohte, genauso versagt hätten, wenn nicht schlimmer, zumindest in der deutschen Schweiz<sup>13</sup>.

Mit solchen Ansichten konnte sich Frisch bei dem Schweizer Durchschnittsleser unmöglich populär machen, wie er sich auch viel später mit dem *Dienstbüchlein* unmöglich populär machen konnte. Denn das späte Militär-Diarium ist unter anderem eine Auslegung des oben zitierten Satzes aus dem ersten Tagebuch. Frisch versuchte nach dem Krieg nichts anderes, als dem Ungeheuren auf die Spur zu kommen und die Opfer vor Racheakten zu warnen. Er plädierte für die Verantwortung jedes Menschen für sein Tun und lehnte die voreiligen Urteile ab. Der besonders nach dem Krieg absurd erscheinende Gedanke, daß Menschen, die in ihrem Leben nie ein Verbrechen begangen haben, nicht aus angeborener Ehrlichkeit, sondern aus Mangel an Gelegenheit rein geblieben sind, läßt Frisch nicht in Ruhe. Zugleich aber verliert er nie seine humane, verständnisvolle Einstellung zum Mitmenschen. In dieser Haltung, die sich gewiß zumindest zum Teil durch die Erschütterung des Krieges kristallisiert hat, mögen auch Frischs zunehmender Pazifismus und die Abneigung gegen die Uniformierung ihre Wurzel haben.

Was in den *Blättern aus dem Brotsack* schon auf den ersten Blick dem Leser auffällt, ist das kollektive Wir<sup>14</sup> und im *Dienstbüchlein* das persönliche, subjektive Ich. Es läßt erahnen, daß sich Frisch in den früheren Aufzeichnungen mit der Mannschaft einigermassen einig fühlte, daß er im Grunde genommen mit seinem Dienst einverstanden war. Die Tatsache, daß er ablehnte, Offizier zu werden, beweist nicht nur, daß ihm die Perspektive „von unten nach oben“<sup>15</sup> angenehmer war, sondern, daß er auch in dem einfachen Soldat-Sein einen Sinn sah. Dieser Sinn lag in der Pflichterfüllung, in dem Dienst für die Heimat, der man etwas schuldig war. Seine Gefühle konnten die eines durchschnittlichen Schweizers sein, der entschlossen war, sein Vaterland zu verteidigen. Sie waren in hohem Grade repräsentativ. Dies kann man von *Dienstbüchlein* nicht behaupten<sup>16</sup>. Frisch versucht nicht,

<sup>13</sup> Ebd., S. 331.

<sup>14</sup> Vgl. M. Jurgensen: *Max Frisch: Die Romane*. Francke. Bern 1972, S. 12.

<sup>15</sup> Vgl. r.: *Blätter aus dem Dienstbüchlein*, „Die Tat“, 4.05.1974.

<sup>16</sup> M. Jurgensen nennt *Dienstbüchlein* repräsentativ, aber in einem anderen Sinne: „Frischs *Dienstbüchlein* mochte [...] im Dienste der Aufklärung einen Mythos, eine Legende entlarven, analysieren, interpretieren: selbstkritisch – repräsentativ“, M. Jurgensen: *Max Frisch...*, S. 243. Jurgensen schreibt aber auch: „...er untersucht [...] die eigene, ausdrücklich zugegebene beschränkte Erfahrung auf ihren gesellschaftlichen Modellcharakter hin, ohne dogmatisch eine andere Gesellschaftsform zu propagieren“, ebd., S. 243, was meine Überlegungen zum Teil bestätigt. C. C. in seiner Kritik: *Zeit in Uniform* schreibt: „Es fällt schwer, das Büchlein sachlich zu lesen, denn fast ein jeder Leser ist ja versucht, den Text aus seiner eigenem militärischen Erfahrung, Erinnerung und Stellung zu deuten und zu verstehen – oder umzudeuten

das Bild der Schweizer Geschichte umzustürzen, sondern beabsichtigt mit seinem Buch, den Leser zur selbständigen Erinnerung zu zwingen, die von seiner auch abweichen kann. Das Solidaritätsgefühl mit der Mehrheit seiner Landsleute, das Frisch offenbar in den *Blättern aus dem Brotsack* an den Tag legte, hat den Schweizer Autor bereits verlassen.

Im Grunde, wer wollte sich in dieser Stunde ausschließen?  
 [...] Es gibt doch keinen Urlaub von der Zeit!  
 Auch zu Hause nicht!<sup>17</sup>

Diese Worte schrieb Frisch 1939 und es war für ihn selbstverständlich, daß er sich nicht ausschließen wollte. „Ich habe nie an Dienstverweigerungen gedacht“, bestätigt er selbst im *Dienstbüchlein*, und schreibt weiter:

Das Versprechen des Bundesrates und aller, die für unsere Armee sprechen konnten, die Beteuerung, daß die Schweiz sich militärisch verteidigen werde, deckte sich mit meinem Bedürfnis und persönlichen Willen. [...] Man rechnete mit dem deutschen Überfall. Ich hatte Angst. Ich war dankbar für alles, was nach Waffe aussah. Ich verweigerte mich jedem Zweifel an unsere Armee!<sup>18</sup>

Der 35 Jahre ältere Frisch sieht sich selbst aus einer Distanz, er mustert seine eigene Handlungsweise, wie die eines fremden Menschen. Er kommt zum Schluß, daß ihn damals seine verdrängte Angst verhinderte, die Sachlage klar zu sehen. Er sagte später im Gespräch mit H. L. Arnold, daß man nicht fähig sei, Selbstkritik zu betreiben, wenn man mit dem Rücken an der Wand stehe; und damals stand er mit dem Rücken an der Wand. Er verspürte eine instinktive Abneigung gegen den Faschismus und wollte seine Heimat vor dem Faschismus verteidigen, somit duldete er keine Kritik an der Heimat!<sup>19</sup>

*Dienstbüchlein* ist jedoch auch keine Kritik an der Schweiz *sensu stricto*. Was hier beanstandet wird, ist auch nicht die Tatsache, daß ein Land eine Armee besitzt, wenn es auch so neutral ist, wie Frischs Heimat.

Warum eine Schweiz ohne Armee nicht denkbar ist, habe ich noch keinem Ausländer zu erklären versucht; ich weiß es!<sup>20</sup>

und mißzuverstehen. An diesem *Dienstbüchlein* werden sich jedenfalls die Geister noch scheiden – und das ist seine Absicht“, C. C.: *Zeit in Uniform*, „Der Bund“ (Bern), 31.03.1974. Die Polemik Ch. Geisers mit der oben zitierten Rezension ist u. E. Unangemessen: „...und C. C. vom „Bund“ stellt salomonisch fest, daß sich an diesem Buch die Geister scheiden werden“, Christoph Geiser: *Abbau einer Legende*, „Vorwärts“, 11.04.1974.

<sup>17</sup> M. Frisch: *Blätter aus dem Brotsack*. In: Ders., *Gesammelte Werke*. Werkausgabe. Frankfurt/M. 1976, Bd. I. 1., S. 116.

<sup>18</sup> M. Frisch: *Dienstbüchlein*. Suhrkamp. Frankfurt/M. 1976, S. 14f.

<sup>19</sup> Vgl. H. L. Arnold: *Gespräche mit Schriftstellern*. Beck. München 1975, S. 20f.

<sup>20</sup> M. Frisch: *Dienstbüchlein*, S. 118.

Den meisten Kritikern war es bequemer, diesen Satz zu übersehen, weil es zu ihrem Bild des sein eigenes Nest beschmutzenden Frisch nicht paßte.

Mit dem vollen Bewußtsein, daß die Armee sowohl in der Schweiz als auch in anderen Ländern in unserer Zeit noch eine traurige Notwendigkeit ist, versucht Frisch aber einige Phänomene zu entlarven, die nicht nur für das Militär typisch sind, dort aber besonders kraß zum Vorschein kommen.

Sehr treffend bemerken einige Kritiker, daß Frisch in *Dienstbüchlein* „einen beispielhaften gesellschaftlichen Dienst“ analysiert<sup>21</sup>. Die Schweizer Armee ist nur ein Beispiel, ein Modell, wie es auch einst *Andorra* war. Es ist nur, im Gegensatz zu *Andorra*, ein sehr wirklichkeitsbezogenes Beispiel, eines, das der Realität entnommen wurde. „Die Armee als Modell sei nicht identisch mit der Gesellschaft, sie zeichne jedoch diese verschärfend nach“<sup>22</sup>, schreibt Urs Jaeggi.

*Dienstbüchlein* sollte man also anders lesen als *Blätter aus dem Brotsack*. Es geht über die Beschreibung des Militärdienstes hinaus, es reflektiert das Benehmen, Reaktionen, die Denkweise eines durchschnittlichen Menschen in einer Zeit, in einer Menschengemeinschaft, wo es gilt, seine Individualität zugunsten einer Kollektivität aufzugeben. Somit hat das 1974 geschriebene Büchlein eine andere Aufgabe als die Aufzeichnungen aus dem Jahre 1939. Es ist nicht nur eine kritische Erinnerung an die schon einmal beschriebenen Tatsachen. Frisch stellt sich in *Dienstbüchlein* keine geschichtliche, sondern eher eine psychologische Aufgabe: wie denkt der Mensch zum Beispiel in der Schweizer Armee, wenn der „Ernstfall“ immer näher rückt. Die Schweizer Armee ist in diesem Fall ein Modell. Deswegen hat auch Frisch *Blätter aus dem Brotsack* aus seinen *Gesammelten Werken* nicht streichen lassen, wie vieles andere. Sie stehen gleichberechtigt mit dem *Dienstbüchlein* da, sie sind ebenfalls gültig, denn sie handeln von etwas anderem. Fragen, die Frisch nach 35 Jahren stellt, Probleme, die er jetzt aufwirft, sind in den *Blättern* nicht enthalten.

Die reale Bedrohung verursachte, daß weder Frisch noch die meisten seiner Zeitgenossen sich Gedanken über das Wesen des Militärs, über die Uniformierung, über die Kasten in der Armee machten. Es war damals nicht die Zeit, sich psychologische oder ethische Fragen zu stellen. Es war überhaupt besser, nicht nachzudenken.

<sup>21</sup> M. Jurgensen: *Max Frisch...*, S. 244; vgl. auch F. Bondy: *Max Frisch und der Aktivdienst*, „Schweizer Monatshefte“ 1974, H. 9, S. 690: „Der Apell an primitive Mächte statt an ein politisch klares Bewußtsein war offenbar ein viel allgemeineres Phänomen als dasjenige der bürgerlichen Gesellschaft der Schweiz“. Vgl. auch M. Eifler: *Max Frisch als Zeitkritiker*. In: *Max Frisch. Aspekte des Prosawerkes*. Hg. v. G. P. Knapp. Lang, Berlin 1978, S. 185.

<sup>22</sup> U. Jaeggi: *Die gesammelten Erfahrungen des Kanoniers Max Frisch*, „Text und Kritik“ 1975, Nr. 47/48, S. 70.



Ich wagte nicht zu denken, was denkbar ist. Gehorsam aus Stumpfsinn, aber auch Gehorsam aus Glauben an eine Eidgenossenschaft. Ich wollte ja als Kanonier, wenn es losgeht, nicht draufgehen ohne Glauben. Ich wollte nicht wissen, sondern glauben. So war das, glaube ich.<sup>23</sup>

1939 mag er bereits etwas Ähnliches geahnt haben. Damals aber konnte er es sich nicht leisten, als junger Mann, der vielleicht noch ein paar Tage, vielleicht noch einige Monate Leben vor sich hatte, kritisch zu denken. Er hatte sich mit dem Stumpfsinn des Militärs ausgesöhnt, war fast froh darüber:

Er regt sich immer wieder auf [...], daß man hier, als Soldat überhaupt nicht zum Denken komme, überhaupt nicht...  
Vielleicht ist das der Segen...<sup>24</sup>

Es wäre damals eine unsinnige Idee gewesen, selber als Soldat die Mannschaft kritisch zu beobachten, zu überlegen, ob das Verhalten der Schweizer Behörden nicht zu „vorsichtig“ war, oder ob die Furcht vor dem Individuellen, vor der Persönlichkeit in der Armee vielleicht nicht zu weit ging. Solche Reflexionen kommen erst später und kommen im Zusammenhang mit anderen Erscheinungen.

Interessant ist, wie Frisch in den beiden Texten seinen Fahneid beschreibt. Der junge Frisch scheint den Ernst der Stunde begriffen zu haben. Er ist sich dessen bewußt, daß er jetzt eine Verantwortung auf sich genommen hat, die schwer wiegt. Er stellt nichts in Frage.

Eigentlich ist es nur eine Abrechnung: all die Jahre hat man empfangen, als Eidgenosse ohne Eid, und nun kommt die Stunde, wo wir vielleicht zahlen müssen. Der Preis ist allerdings groß. Unser ganzes, einmaliges und unwiederholtes Dasein [...]. Zwei Leute haben den Eid nicht geleistet. Der Hauptmann ruft sie, fragt unter vier Augen. Die Sache ist in Ordnung. Sie treten ein, und niemand fragt weiter.<sup>25</sup>

Von solchem unerschütterten Glauben an die Ehrlichkeit des militärischen Lebens und an die Notwendigkeit des Opfers ist in *Dienstbüchlein* keine Spur geblieben. Die Erinnerung gilt nicht dem Fahneid, sondern Hauptmann Wyss. Vom Fahneid zitiert Frisch nur den Wortlaut, weiter fällt ihm dazu nichts ein.

Auch der Hauptmann wird in den beiden Büchern anders geschildert. In den *Blättern* schreibt Frisch, Wyss habe auf ihn einen vorzüglichen Eindruck gemacht. Daß er von ihm gescholten wurde, habe ihn zwar betroffen, er finde es aber in Ordnung. Von diesem guten Eindruck bleibt

<sup>23</sup> M. Frisch: *Dienstbüchlein*, S. 54.

<sup>24</sup> M. Frisch: *Blätter...*, S. 134.

<sup>25</sup> Ebd., S. 117.

im *Dienstbüchlein* nichts mehr. Nach und nach beginnt Frisch zu analysieren, warum der Hauptmann eben ihn gescholten hat. Er meint, er sei als Akademiker für ihn automatisch verdächtig gewesen.

Man muß sich fragen, ob sich Frisch in den *Blättern* verstellt hat, ob er vielleicht sein Mißtrauen gegen die Offizierskaste damals verdrängte, oder ob ihm wirklich die Bedenken erst später gekommen waren?

In dem obengenannten Beispiel fällt auf, daß Frisch damals an die Demokratie in der Armee glaubte, daß er vom Bestehen dieser Demokratie, soweit sie nur möglich war, soweit sie also keine Gefahr bedeutete, überzeugt war. Davon zeugt die beinahe stolze Bemerkung über die Kameraden, die den Eid nicht geleistet haben und die Entschuldigung Hauptmann Wyss.

Dreißig Jahre später rüttelt er an der Demokratie im Militär:

Der Widerspruch, daß die Armee zur Verteidigung der Demokratie in ihrer ganzen Struktur antidemokratisch ist, erscheint nur als Widerspruch, solange man die Beteuerung glaubt, sie verteidige Demokratie, und das glaube ich allerdings in diesen Jahren. [...] Die Offiziere waren eine Kaste. Wie man in dieser Kaste wirklich dachte, konnte die Mannschaft nie erfahren<sup>26</sup>.

Es fällt auf, daß Frisch hier nicht über die Schweizer Armee, sondern über das System der Armee überhaupt schreibt. Dieses System sei antidemokratisch und es bleibe auch fraglich, ob es zur Verteidigung der Demokratie diene.

Es ist selbstverständlich, daß Frisch 1939, als er seine *Blätter aus dem Brotsack* schrieb, überzeugt war, die Schweizer Armee diene zur Erhaltung der Demokratie, denn sie sollte doch sein Vaterland, die freiheitsliebende Schweiz, vor dem Faschismus verteidigen, der Verkörperung einer antidemokratischen Regierungsform war. Erst nach dem Krieg kam Frisch allmählich der Gedanke, daß sich die Schweizer Armee von den Armeen anderer Länder nicht unterscheidet, und daß sie auch dieselbe Aufgabe erfüllt, wie die Armeen anderer Länder: sie dient der Staatsgewalt zur Erhaltung ihrer Macht. Die Befreiung von einem Idealbild der Schweizer Armee und der Armee eines Rechtsstaates überhaupt läuft parallel mit der Wandlung im Schaffen Frischs, die Karl Schmid eine Entwicklung im Widerspruch zu seiner Nation<sup>27</sup> genannt hat.

Nach dem Krieg und besonders seit den 60er Jahren war auch Frisch immer weniger geneigt, sich mit einer Gruppe, wenn auch Gleichgesinnter, solidarisch zu fühlen, zugunsten einer Gruppe auf die eigene Entwicklung zu verzichten, manches kritiklos anzunehmen, was ihm selber mißfiel.

<sup>26</sup> M. Frisch: *Dienstbüchlein*, S. 54.

<sup>27</sup> Vgl. K. Schmid: *Andorra und die Entscheidung*. In: *Über Max Frisch I*. Hg. v. Th. Beckermann. Suhrkamp. Frankfurt/M. 1977, S. 148.

Davon zeugt auch die zunehmende Subjektivierung seiner Romane, die völlige Vereinsamung seiner späten Helden, seine eigene Auflehnung gegen feste Bindungen wie Nation, Ehe oder gegen das Solidaritätsgefühl mit den eigenen Altersgenossen. Davon zeugt auch die Ablehnung der Rolle, die die Mitmenschen einem Individuum zuschreiben und der Drang nach der Befreiung aus den engen Schranken, die die Menschen der nächsten Umgebung oder auch die ganze Gesellschaft jedem Individuum aufzwingen.

1939 war er noch zu Zugeständnissen bereit, und er fand es damals selbstverständlich, daß man sich den Gesetzen, die die Notlage diktierte, unterordnen mußte. In den *Blättern aus dem Brotsack* war Frisch mit seinem Schicksal einverstanden. Er war der Armee nicht abgeneigt, er verstand den Dienst als seine eigene und allgemeine Pflicht und verurteilte die Drückeberger<sup>28</sup>.

Dabei war Frisch in den frühen Aufzeichnungen nicht völlig unkritisch. Seiner Kritik fehlte jedoch die Konsequenz; es war eine Kritik an einigen Erscheinungen des militärischen Lebens und nicht an seinem Wesen. Es fehlte ihm in dem frühen Diarium die entschiedene Abneigung gegen jede Form von Gewalt, die sich in Frischs Schaffen erst später, nach dem Krieg herauskristallisiert hat.

Die *Blätter* enthalten jedoch Reflexionen, die Frisch schon damals zu einem Zeitkritiker machten. Sie sind allerdings sehr zaghaft und zurückhaltend.

Fünf Millionen kostet täglich unsere Armee. Und eine Million kosten täglich unsere Krüppel und Schwachsinnige<sup>29</sup>.

Schon damals ergriff Frisch manchmal das Bewußtsein der Lächerlichkeit ihrer Lage, der Lage der Armee, die auf den Feind wartete, während inzwischen woanders Städte bombardiert, Menschen umgebracht wurden. Frisch begann sich seiner privilegierten Position eines Verschonten bewußt zu werden.

Gewiß: es gibt andere, die zur gleichen Stunde gegen ein Maschinengewehr anrennen, gegen eine Reihe von Tanks, die über ihre Graben hineinbrechen [...]  
Man denkt: nur keine Ausflucht ins Schöne.  
Was aber nützt es all jenen, wenn wir dasitzen, den Himmel und den Feldweibel in die Hölle fluchen – nur weil unsere Suppe nicht mehr heiß ist?<sup>30</sup>

Dasselbe Motiv nimmt später das erste Tagebuch auf, und in diesem Sinne hat Manfred Jurgensen recht, wenn er schreibt, daß sich in den

<sup>28</sup> Vgl. M. Frisch: *Blätter...*, S. 152, 118.

<sup>29</sup> Ebd., S. 122.

<sup>30</sup> Ebd., S. 132f.

*Blättern aus dem Brotsack* „zahlreiche Antizipationen späterer Arbeiten“ finden<sup>31</sup>.

Das *Dienstbüchlein* bestreitet zwar nicht die Pflicht, stellt aber, wie schon gesagt, das System der Armee in Frage. Das, was in der Zeit des Weltkrieges Frisch verborgen bleiben mußte, dringt jetzt durch: die Armee sei ein Werkzeug der Unterdrückung und Verkörperung der Antidemokratie, auch, wenn sie notwendig ist. Richtig schreibt Hermann Burger, daß Frischs Erinnerungen mit Defätismus nichts zu tun haben, sondern

...sie [bezeugen] die Unfähigkeit, in einem absurden Theater mitzuspielen. Damit kein Mißverständnis aufkommt: nicht die Landesverteidigung als solche ist absurd, vielmehr die Tatsache, daß es eine Landesverteidigung braucht. Es wird vermutlich nie gelingen, aufgeklärte Menschen für das Vernichtungshandwerk zu motivieren, deshalb muß die Armee, will sie weiterexistieren, an ihrer autoritären Struktur festhalten. Sie kann sich den mündigen Wehrmann [...] gar nicht leisten, er erträgt [...] das von Wahnsinnigen inszenierte Inferno nur im Zustand permanenter Betäubung<sup>32</sup>.

Jetzt läßt sich Frisch nicht mehr betäuben. Die Armee ist absurd und ihre Struktur muß auch diese Absurdität widerspiegeln. Deswegen kommt Frisch nach Jahren zu der Einsicht, daß man im Militärdienst in den meisten Fällen nicht diszipliniert ist, sondern daß man gehorcht. Die Disziplin sei ein bewußtes Einverständnis, zur Disziplin gehöre die innere Überzeugung von der Richtigkeit des Ganzen. Man gehorche nur aus Angst.

Das Prinzip der Armee sei die Intoleranz. Man kann einen, der sich ausschließt, einen „anderen“ nicht dulden, weil er im Ernstfall tatsächlich eine Gefahr für die ganze Mannschaft bedeuten würde. In der Armee muß man gehorchen, ohne zu fragen, und ohne Einsicht für das eigene Anders-Sein zu verlangen.

Die *Blätter* zeugen davon, daß Frisch damals noch diszipliniert war, vielleicht nicht immer in den kleinen Dingen des militärischen Alltags, aber bestimmt in dessen allgemeinen Prinzipien. Das ist es eben, was er nach Jahren korrigieren will.

Über eine Kriegserfahrung kann Frisch nicht viel sagen, denn ihn hat der Krieg verschont. Sein Ernstfall bedeutet etwas anderes als der Ernstfall der Völker, die damals von Deutschland tatsächlich angegriffen wurden. Die Aufzeichnungen Frischs, sowohl jene aus dem Jahre 1939 als auch diese aus dem Jahre 1974, sind daher mit der deutschen Abrechnungsliteratur oder mit der Kriegsliteratur anderer Länder nicht zu vergleichen. Denn dort werden Erfahrungen vermittelt, die die Schriftsteller in den bombardierten Städten oder im Feld, als Gefangene oder Mitschuldige gesammelt haben. Das primäre Motiv ist der Tod, manchmal die absurde Macht, die den

<sup>31</sup> M. Jurgensen: *Max Frisch...*, S. 27.

<sup>32</sup> H. Burger: *Eine Art von Heimatkunde*, „Aargauer Tageblatt“, 23.12.1972.

Menschen zum Morden zwingt. Der Militärdienst als Erscheinung tritt entweder ganz zurück oder wird verherrlicht. Weil bei Frisch die primäre, sehr starke Erfahrung des Krieges fehlte, konnte er einsehen, was die anderen überhaupt nicht bemerkt haben: daß der Dienst für etwas Absurdes und Unmenschliches selbst absurd und unmenschlich wird. Im Krieg kämpfte man nicht für die Gerechtigkeit, meint jetzt Frisch, sondern immer nur für die eigene Existenz<sup>33</sup> und um die Macht, Macht für wenige, die der Krieg meistens am wenigsten kostet.

Frisch war [...] Zeitgenosse vieler [...] Kriege und Militäraktionen [...]. Militäraktionen bedeuten immer Zwang und Gewalt, Krieg ist überall Krieg und bringt Zerstörung einmaligen und unwiederholbaren Daseins mit sich,

schreibt Helmut Gross<sup>34</sup>.

Frisch entlarvt im *Dienstbüchlein* eine Legende, nicht nur die Legende der Schweizer Armee, sondern auch die des Abenteurers im Militär, daß seine hauptsächlichste Erinnerung die Erinnerung an Leere sei, dann berichtigt er sich, und meint, daß seine hauptsächlichste Erinnerung ist, „wie die Uniform uns das Gewissen abnimmt, ohne daß jemand es als Gewissen übernimmt“<sup>35</sup>.

In dem Satz „Jede Uniform verdirbt den Charakter“, der als Motto für diesen Artikel dient, steht, daß nicht Schweizer Armee, oder Armee überhaupt, oder das Militär den Charakter verderben, sondern die **Uniform**. Auch das *Dienstbüchlein* müssen wir breiter angelegt verstehen als nur eine Kritik der Zustände im Militär. Wenn der Mensch mit sich selber identisch werden will, muß er zu seinem Ich selbständig gelangen. Der bewußte Verzicht auf das eigene, von individuellen Zügen geprägte Ich, das Leben „in Uniform“ ist für Frisch so viel wie der Verlust der Menschenwürde. Das Wort „Uniformierung“ bedeutet mehr als nur Militärdienst und die damit verbundenen Entbehrungen; es sei Verzicht auf die eigene Persönlichkeit, Anpassung an die Gruppe.

Nicht auffallen, als Erscheinung immer vertauschbar bleiben, das lernt sich in wenigen Wochen<sup>36</sup>.

Das *Dienstbüchlein* wäre also im gewissen Sinne eine neue Variante der alten Motive der Flucht vor der Rolle und der Identitätssuche im Frischschen Schaffen. Der Militärdienst bedeutet eine der Situationen, in denen der Mensch auf die Ich-Suche zugunsten der Solidarität mit einer Gruppe, des

<sup>33</sup> Vgl. M. Frisch: *Dienstbüchlein*, S. 43f.

<sup>34</sup> H. Gross: *Max Frisch und der Frieden*, „Text und Kritik“ 1975, Nr. 47/48, S. 77.

<sup>35</sup> M. Frisch: *Dienstbüchlein*, S. 153.

<sup>36</sup> Ebd., S. 40.

Verschwindens in der Menge, verzichten muß. Bei Frisch verliert der Dienst den Charakter von Abenteuer.

Militärdienst, wie er tatsächlich ist, bedeutet Entmütigung, Eintönigkeit und Unterwerfung, Militärdienst, wie er hinterher dargestellt wird, Mannhaftigkeit und Abenteuer. Er übt dadurch eine Anziehungskraft auf viele Männer, die unter Banalität ihres zivilen Alltags leiden<sup>37</sup>.

Frisch schreibt 1974, daß er ungern Soldat war. Für ihn soll der Militärdienst keine Anziehungskraft gehabt haben. Mit einigen Passagen seiner *Blätter* ist diese Feststellung jedoch schwer zu vereinbaren. Er gab damals auch Ansichten zum besten, die in seinem Nachkriegsschaffen undenkbar wären<sup>38</sup>.

Was war uns der Friede, solange wir ihn hatten? Ohne die Finsternisse der Nacht, wie knieten wir vor der Sonne? Ohne das Grauen vor dem Tode, wie begreifen wir jemals das Dasein? Alles Leben wächst aus der Gefährdung<sup>39</sup>.

Erst nach dem Krieg hat Frisch verstanden, daß man das Leben lieben kann und das Dasein viel eher begreift, wenn man nicht gefährdet wird.

Joanna Jabłkowska

KAŻDY MUNDUR WYPACZA CHARAKTER!  
MAX FRISCH – *DIENSTBÜCHLEIN* (Książeczka wojskowa)  
i *BLÄTTER AUS DEM BROTSACK* (Kartki z plecaka)

Prezentowany artykuł zajmuje się dwoma dziennikami Maxa Frischa, które opisują przeżycia pisarza w czasie jego służby wojskowej w okresie II wojny światowej: *Blätter aus dem Brotsack* (Kartki z plecaka) pisane w 1939 r. i *Dienstbüchlein* (Książeczka wojskowa) z 1974 r.

Na podstawie porównania obu utworów można prześledzić rozwój światopoglądowy Frischa. Solidarność z grupą, nie komentujące posłuszeństwo wobec przełożonych, patriotyzm i wiara w sens służby wojskowej charakteryzują zapiski Frischa z młodości. Wspomnienia pisane w latach siedemdziesiątych odznaczają się krytycznym dystansem do własnej młodzieńczej naiwności, a przede wszystkim do instytucji armii, która według Frischa swą istotą przeczy idei demokracji. Przeciwko uniformizacji, kolektywnemu myśleniu i zatarciu indywidualności zwraca się Frisch, podobnie jak w *Dienstbüchlein*, w większości powojennych utworów.

<sup>37</sup> H. Gross: *Max Frisch...*, S. 77.

<sup>38</sup> Vgl. M. Jurgensen: *Max Frisch...*, S. 13.

<sup>39</sup> M. Frisch: *Blätter...*, S. 115.